

Wolf Rauch:

Die Informationsgesellschaft und die Krise der Universität

Beitrag zur Festschrift für Norbert HENRICHS: Thomas A. Schröder (Hrsg.)
„Auf dem Weg zur Informationskultur. Wa(h)re Information?“, Schriften der
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf, Band 32, Düsseldorf 2000,
Seiten 25-30.
ISBN 3-9807334-0-8

Vorbemerkung

Diesen Beitrag habe ich für Norbert HENRICHS geschrieben. Uns verbindet die Begeisterung für das gemeinsame Fach, die Informationswissenschaft, eine bewegte Zeit an der GID, in der wir in einem Zweifrontenkrieg gegen das aufkommende Marktparadigma einerseits und die Trägheit verkrusteter Strukturen andererseits ankämpfen mußten, und eine tiefe Übereinstimmung in den Grundfragen von Ziel und Aufgabe der Wissenschaft. Leider kann ich mich zur Zeit nur wenig mit wissenschaftlichen Fragestellungen unseres Faches befassen, da ich vorübergehend mit den Problemen des Universitätsmanagements ausgelastet bin. Daher kann ich hier auch keine neuen wissenschaftlichen Überlegungen oder Ergebnisse präsentieren, wie es einer solchen Festschrift angemessen wäre. Andererseits hat mich der vom Herausgeber als „roter Faden“ empfohlene Aufsatz von Norbert HENRICHS: „Nicht allein des Marktes wegen!“ (1) angeregt, die dort geäußerten Gedanken auf die derzeitige Krise der Universitäten zu übertragen.

Vieles, was Norbert HENRICHS allgemein über die Informationsgesellschaft ausführt, trifft nämlich sehr konkret auf die universitären Strukturen zu: Die Universität ist wahrscheinlich ein besonders frühes und besonders wichtiges Beispiel für den Übergang einer Institution in die Informationsgesellschaft. Die derzeitige Situation der Universitäten zeigt schon heute, mit welcher tiefen Krisen und Strukturbrüchen in der Gesellschaft wir bei ihrer „Informatisierung“ zu rechnen haben werden.

Die Symptome der Krise an den Universitäten sind hinlänglich bekannt: zu lange Studienzeiten und zu hohe drop-out-Raten belasten die Studierenden, Orientierungslosigkeit und mangelnde Reformbereitschaft verunsichern die Lehrenden, gesetzgeberischer Aktionismus drückt das Unbehagen der Politiker aus. Als Patentrezepte werden mehr Kostenbewußtsein und mehr Konkurrenz gefordert. Das Marktparadigma wird als Allheilmittel angesehen, obwohl es, wenn überhaupt, nur Symptome beseitigen kann.

Die eigentlichen Ursachen der universitären Umbruchskrise liegen tiefer: In der Ablösung der Schriftkultur durch eine multi-mediale Informationskultur. Es ist zu befürchten, daß sich auch an den Universitäten die Zielsetzung der Ökonomisierung als kurzsichtig und zukunftsunverträglich erweisen wird. Die Orientierung an kurzfristigem Marktnutzen wird der tiefgehenden sozio-kulturellen Bedeutung der Informationsgesellschaft nicht gerecht. Sie verstellt vielmehr den Blick auf die eigentlich wichtige und entscheidende Dimension dieser Entwicklung: Wir stehen vor einem Umbruch im Denken und im Zusammenleben der Menschen, wie wir ihn seit 2 500 Jahren nicht mehr erlebt haben.

Die Ursachen der universitären Krise

Die Krise, mit der sich die Universitäten derzeit konfrontiert sehen, kann in ihrer Bedeutung kaum überschätzt werden, weil sie Ausdruck eines tiefen kulturellen Umbruchs ist: Der Ablösung unserer Schriftkultur durch eine Multi-Media-Kultur.

Eine vergleichbare Entwicklung hat es vor ca. 2 500 Jahren schon einmal gegeben, als die heutige Schriftkultur die damals vorherrschende Sprechkultur abgelöst hat: Etwa um das Jahr 500 v. Chr. wurde im antiken Griechenland die Schrift zu einem allgemein gebräuchlichen Kulturgut (bei uns in Mitteleuropa wurde diese Entwicklung erst um 1200 nachvollzogen). Damit wurde das vorher gesellschaftlich dominierende Kommunikationsmittel, die gesprochene Sprache, durch eine neue Form, die schriftliche Aufzeichnung, abgelöst.

Diese Entwicklung ging sehr rasch vor sich: Es benötigte nur zwei Generationen, um das primäre Kommunikationsmittel der Gesellschaft durch ein neues zu ersetzen. An den griechischen Philosophen läßt sich das schön zeigen (2): Sokrates war noch fest in der Sprechkultur verankert. Er schrieb - so weit wir wissen - keine Zeile. Sein Schüler Platon schreibt schon. Er verwendet dazu allerdings die der Sprechkultur entlehnte Form des Dialogs. Platons Schüler Aristoteles wiederum verwendet Schrift und Buch bereits als selbstverständliche Werkzeuge.

Daß der Wechsel vom mündlich tradierten Wissen zur schriftlichen Aufzeichnung eine soziale Revolution darstellte, war den Zeitgenossen durchaus bewußt. Gerade Sokrates und Platon haben diese Entwicklung heftig kritisiert und vor ihr gewarnt. So läßt etwa Platon den Sokrates im Dialog „Phaidros“ sagen, daß wir durch die Schrift das Gedächtnis vernachlässigen würden und dann zwar vielerlei wüßten, aber nicht die wesentlichen Zusammenhänge: „doxosophoi“, Scheingebildete, würden wir werden, anstatt „sophoi“, Weise.

Platon weist auch darauf hin, daß beim geschriebenen Wort die Gefahr von Mißbrauch und Mißverstehen viel größer wäre, als beim gesprochenen, weil man als schreibender Autor, anders als ein Redner, weder sein Publikum kenne, noch die konkrete Situation des Lesenden.

Die in unseren Tagen ablaufende Ablösung der Schriftkultur durch eine multi-mediale Informationskultur birgt ähnliche Gefahren. So wie der Verlust des mündlich tradierten Wissens in der Schriftkultur schneller und gründlicher eingetreten ist, als selbst die pessimistischsten Kritiker es geahnt haben, so könnten wissenschaftliche Erkenntnisse, aber auch Methoden des Wissenserwerbes und der Wissensabsicherung, die mit der Schriftkultur eng verbunden sind, in der multi-medialen Informationsgesellschaft rasch verloren gehen.

Damit ist keineswegs nur die Form der Aufzeichnungen gemeint. Das Wesen der Schriftkultur dringt viel tiefer: Unsere Universitäten, unsere Wissenschaft, ja das Konzept der Rationalität selbst sind aufs engste mit der Schriftkultur verbunden:

- Die lineare, sequentielle Argumentation und Beweisführung,
- der Zwang zur Verschriftlichung von Aussagen, um diese nachprüfbar bzw. widerlegbar zu machen,
- die Akkumulation von Wissen über Verweise und Zitate und damit auch das Herausbilden von Schulen und Paradigmen,

all das sind Wesenselemente unseres Denkens und der Wissenschaft und eng mit der Schrift als Kommunikationsmittel verbunden.

Diese Abhängigkeit unserer fundamentalen Denkstrukturen von Schrift und Buch trifft übrigens nicht nur die Wissenschaft, sondern gilt auch für viele andere wichtige gesellschaftliche Bereiche: Die großen monotheistischen Weltreligionen sind durch Bücher geprägt, die Rechtsprechung folgt der Auslegung von Schriften, die Kunstformen von Literatur und Musik sind von sequentiellen Texten bzw. Noten geprägt.

Wenn die Einführung der Informationsgesellschaft ähnlich verlaufen wird, wie seinerzeit die Ablösung der Sprechkultur durch die Schriftkultur, dann könnten die Fundamente unserer zweitausendjährigen Wissenschaft und unsere fast tausendjährige Universitätstradition binnen ein bis zwei Generationen verloren gehen. Es könnte der heutigen Wissenschaft ergehen, wie den mündlich tradierten Sagen, Mythen und Märchen: Sie könnte nur in Bruchstücken, verzerrt oder aus dem Zusammenhang gerissen in die neuen Kommunikationsformen hinübergerettet werden.

Andererseits hat die von Sokrates und Platon so sehr kritisierte Schriftkultur mit der Entwicklung von Buch und Bibliothek technische Formen der Wissensverbreitung hervorgebracht, die wir heute als den größten Schatz unserer Kultur begreifen. Buch und Zeitung haben ein gesellschaftliches Kommunikationssystem ermöglicht, ohne das Demokratien heutiger Prägung nicht denkbar wären.

Es besteht also durchaus die Chance, daß die neuen Informationstechnologien kreative Potentiale freisetzen, die durch die Schriftlichkeit der Wissensvermittlung bisher behindert waren. Auch das gilt nicht nur für die Wissenschaft.

Die Rolle der Universität in der Informationsgesellschaft

Die meisten Szenarien zur Informationsgesellschaft sind negativ. Die Informationsgesellschaft wird als totalitär, menschenfeindlich, polarisierend beschrieben.

Norbert HENRICHS hält dem eine positive Vision entgegen: „Eine durch die technischen Kommunikationsmöglichkeiten unserer Tage zusammengeführte Gesellschaft, die nicht zugleich eine menschlichere Gesellschaft ist, Menschenwürde achtet, Elend und Hunger solidarisch bekämpft, Gerechtigkeit zum Maßstab nimmt, ist ein Widerspruch in sich“ (3).

Wie kann die Universität diesem Bild gerecht werden? Wie kann die Universität den Wechsel von der Schriftkultur, mit der sie so eng verbunden ist, zu einer Informationsgesellschaft bewältigen, ohne dabei unterzugehen? Mehr noch: Wie können die Universitäten dabei ihre Ideale eines rationalen Diskurses, von nachprüfbarem aber doch auch widerlegbarem Wissen, von einer allgemein akzeptierten, aber doch veränderbaren Sicht auf die Welt, in die Informationsgesellschaft hinüberretten? Oder, um wieder ein Wort von Norbert HENRICHS zu gebrauchen, wie können die Universitäten „zukunftsverträglich“ werden?

Es ist bezeichnend, daß diese Frage in der öffentlichen Diskussion kaum gestellt wird. Die große, langfristige Veränderungskrise der Informationsgesellschaft fällt zusammen mit dem kurzfristigen (nicht zukunftsverträglichen) Zeitgeist des Marktparadigmas, der alle anderen Fragen in den Hintergrund drängt.

In den Wirtschaftswissenschaften hat das zur Fragestellung geführt, warum sich der vermehrte Einsatz von Informationstechnologien nicht unmittelbar an ökonomischen Erfolgskennzahlen ablesen läßt. Seit dieses Phänomen den Nobelpreisträger SOLOW zu der Feststellung veranlaßt hat „you can find the information technology everywhere except in the productivity statistics“ nennt man dieses Produktivitätsparadoxon der Informationstechnologie kurz das „Solow-Paradoxon“ (4). Es beschäftigt vor allem die US-amerikanische Literatur. Bei anderen großen Infrastrukturinvestitionen, wie der Eisenbahn, der Elektrizität oder dem Telephon hat man sich die Frage nach dem unmittelbaren ökonomischen Nutzen für den Anwender keineswegs so explizit gestellt. Hier haben gesellschaftlicher Nutzen, die größere Freiheit oder Beweglichkeit des Individuums die Phantasie beflügelt. Wahrscheinlich ist das paradoxeste am Solow-Paradoxon, daß wir es als paradox empfinden.

Der unbestreitbare gesamtgesellschaftliche Nutzen von Eisenbahn, Elektrizität oder Telephon wurde nicht aufgrund einer ökonomischen Zielvorgabe erreicht, sondern durch visionäre Produkte, deren Ziele und Nutzen für den Einzelnen außerhalb des wirtschaftlichen Erfolges lagen. Diese Basiserfindungen wiederum waren das Ergebnis wissenschaftlicher Grundlagenarbeit, die keineswegs Anwendungsnähe zum Ziel hatte. Ganz im Gegenteil: Die Humboldtsche Universitätsreform, die eine wichtige Basis für die industrielle Revolution war, fordert vom Staat, er dürfe von den Universitäten nichts verlangen „was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht“ (5). Nicht einmal die Studierenden wurden von Humboldt als Ziel universitären Bemühens anerkannt, nur die Wissenschaft selbst: „Der Universitätslehrer ist nicht für die Studenten, beide sind für die Wissenschaft da“ (6).

Auch wenn es dem Zeitgeist des übertriebenen Marktparadigmas und dem immer lauterem Ruf nach Anwendungsbezug und Praxisrelevanz der Wissenschaft diametral entgegenläuft, scheint mir der Ansatz der Humboldtschen Universitätsreform auch heute wieder sehr sinnvoll: Die Universität muß sich wieder auf ihr Kerngebiet, die Grundlagenforschung, konzentrieren.

Ein Grund, warum diese Forderung heute mehr den je Gültigkeit hat, liegt in dem jedem Informationswissenschaftler vertrauten Phänomen der Verkürzung der Halbwertszeit des Wissens: Jenes Zeitraumes, in dem die Hälfte des Inhaltes einer Vorlesung, eines Lehrbuches oder eines Fortbildungsseminars obsolet geworden ist („obsolet“ soll heißen, daß diese Lehrinhalte nicht

notwendigerweise als falsch erkannt worden sind, sondern daß sie irrelevant, entbehrlich, veraltet sind, daß man sie eben heute nicht mehr erwähnen würde).

Diese Halbwertszeit des Wissens ist von Fach zu Fach unterschiedlich. In der Informationswissenschaft schätzt man die Halbwertszeit auf 2-3 Jahre. Das bedeutet, daß am Ende eines Studiums, wenn die Absolventen in die Praxis gehen sollen, nur noch ein Viertel des Stoffes einer Anfängervorlesung relevant ist.

Diese Halbwertszeit ist umso kürzer, je anwendungsnäher und praxisrelevanter ein Lehrstoff ist. Derart kurzlebige Wissen kann in einem vier- bis fünfjährigen Studium nicht sinnvoll vermittelt werden. Für diese Inhalte können und müssen neue Formen der Wissensvermittlung (wie z.B. distance learning und distance education) zum Einsatz kommen, ebenso wie neue Institutionen, z.B. Fachhochschulen. Nur so kann der Teufelskreis durchbrochen werden, daß heute die gesellschaftlich relevantesten Fächer an den Universitäten durch Lehre so belastet werden, daß die dringend erforderliche Grundlagenforschung vernachlässigt wird.

Gerade in der Informationswissenschaft fehlt uns ausreichendes Forscherpotential zur Erarbeitung von Grundlagenwissen, von Orientierungswissen, von Methodenwissen. Dieses wäre aber erforderlich, wenn die Universitäten helfen sollen, die positiven Visionen der Informationsgesellschaft in die Praxis umzusetzen: Fragen des Wissenserwerbes unter den Bedingungen und Möglichkeiten weltweit vernetzter multi-medialer Informationssysteme, Fragen der Wissensvermittlung mit den neuen Möglichkeiten der Kommunikationsinfrastruktur und - vor allem- Fragen der Informationsethik.

Eine im Zusammenhang mit der Informationsgesellschaft immer wieder geäußerte Befürchtung ist das Auseinanderfallen der Gesellschaft in „informationsmündige Bürger“ und „neue Analphabeten“. Schon Nora und Minc (7) fürchteten, daß es zwischen diesen Gruppen zu bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen kommen könnte. Hier wird die Universität eine wichtige Rolle in der Lehre wahrnehmen müssen, um eine derartige Entwicklung zu verhindern. Die Offenheit der Universitäten, die Ausnützung aller neuen Formen der Wissensvermittlung über neue Medien, die Durchlässigkeit des Bildungssystems müssen gewahrt bleiben.

Die Universitäten müssen dabei nicht nur dem Wissenserwerb (Forschung) und der Wissensvermittlung (Lehre) dienen, sondern auch die wichtige Rolle der Qualitätssicherung und der „Zertifizierung“ von Wissen wahrnehmen: War in der Schriftkultur durch ein hochentwickeltes System von Verlegern, Herausgebern, Rezensenten, Lektoren etc. ein System der Qualitätsbewertung

und -sicherung gegeben, das selbst auf dem komplexen Qualifizierungssystem der universitären Hierarchie fußte, so fehlt dieses System in der Informationsgesellschaft noch weitgehend. In den neuen Medien wird es immer schwieriger, Realität von Fiktion, Fakten von Meinungen, gesichertes Wissen von Desinformation zu trennen. Wer wird in der Informationsgesellschaft die schwierige Aufgabe übernehmen, wissenschaftlich gesicherte Erkenntnis (bei Aufrechterhaltung der Möglichkeit ihrer Weiterentwicklung) von obskurer Esoterik (die sich dem rationalen Diskurs entzieht) zu scheiden? Wenn die Universitäten diese Rolle als höchste Zertifizierungsinstanz von Wissen behalten wollen, müssen sie neben der kreativen Gestaltung neuer Wissensvermittlungssysteme vor allem auch selbst vorbildhafte und unangreifbare Qualitätsstandards verwirklichen. Das ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine zukunftsverträgliche Universität: Sie muß die bestmöglichen Verfahren zur Qualitätssicherung, zur Selbstevaluierung und zur Einhaltung wissenschaftsethischer Standards bieten.

Welche Qualitäten sind es aber nun, die von den Universitäten mit ihren Qualitätssicherungssystemen erzielt werden sollen? Rein ökonomische Qualitäten, die den Universitäten derzeit so gerne auferlegt werden, können es alleine wohl nicht sein. Auch sollte man die Universitäten nicht darauf reduzieren, Wissen bereitzustellen, das in der Folge (möglichst rasch natürlich) die ökonomische Basis der Gesellschaft verbessert. Das hieße denn doch, Mittel mit Zielen zu verwechseln. Die Wirtschaft soll helfen, ein Ziel möglichst effizient zu erreichen, sie selbst ist kein Ziel.

Ziel der Umstrukturierung der Universität muß es sein, das Wissen der Menschheit auch unter den Bedingungen der Informationsgesellschaft zu wahren, zu mehren und weiterzugeben. Für die Frage nach dem Zweck dieser Wissensweitergabe kann ich abschließend wieder auf die Worte von Norbert HENRICHS zurückgreifen:

„Informationspotentiale und Informationstechnologien müssen entschiedener verfügbar gemacht und eingesetzt werden

1. für ein nachhaltiges Ressourcen- und Umweltmanagement
2. für ein transkulturelles Kommunikationsmanagement
3. für ein nachhaltiges Bildungsmanagement.

Es geht in diesen Postulaten um eine Zukunftssicherung durch

1. die Erhaltung unserer Lebensgrundlagen durch naturverträglichen Ressourcenverbrauch,
2. die Förderung weltweiter Koexistenz der Kulturen als Voraussetzung für eine wachsende soziale und ökonomische Gerechtigkeit,
3. die Schaffung von Qualifikationen als Voraussetzung zu einem vernunftorientierten Handeln, nicht zuletzt zu einem vernünftigen

Technikeinsatz und dies jeweils unter Einsatz der Instrumente und Dienste des modernen globalen Informationswesens und um dieser Ziele willen im Zweifelsfall gegen ein bloß ökonomisches Kalkül.“ (8)

Dies können Ziele sein, an denen auch die Universitäten gemessen werden sollen und wollen. Mit solchen Zielvorgaben könnte die Krise der Universitäten genutzt werden, um diese Einrichtungen zu zukunftsverträglichen Institutionen umzugestalten, und das heißt, zu Leitorganisationen der Informationsgesellschaft.

Literatur:

(1) Norbert HENRICHS: „Nicht allein des Marktes wegen!“. In: Nachrichten für Dokumentation 49 (1998) Nr. 7. Seiten 391 - 400.

(2) Wieland SCHMIDT: „Vom Buch - Entwicklung und Erfüllung“. Berlin, New York: de Gruyter 1989.

(3) Norbert Henrichs, in (1), Seite 392.

(4) Thomas WEITZENDORF: „Was nützt Informationstechnologie? - Wissenschaftliche Paradigmen zur Erklärung des Produktivitätsparadoxons“. Habilitationsschrift am Institut für Informationswissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz. Graz, November 1998. Seite 130ff (Veröffentlichung im Druck in Vorbereitung).

(5) Wilhelm von HUMBOLDT: „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“. In: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen. Darmstadt 1969. Seiten 255 - 266. (Wilhelm von HUMBOLDT, Werke in fünf Bänden. Bd. 4).

(6) Wilhelm von HUMBOLDT, vgl. (5).

(7) Simon NORA und Alain MINC: „Die Informatisierung der Gesellschaft“. Herausgegeben von Uwe KALBHEN. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag. 1979.

(8) Norbert HENRICHS, in (1), Seite 395